

Heinrich Mann/Félix Bertaud

von Michael Kleeborg

Es ist vielleicht notwendig, bevor wir von dem Briefwechsel zwischen Heinrich Mann und Félix Bertaux und seinen Protagonisten sprechen, mit Hilfe einiger Zitate und historischer Fakten das Klima jener Zeit zu beschreiben, in der die Freundschaft dieses Deutschen und dieses Franzosen begann, der Jahre 1922 ff.

„Nach dem Beifall, der heute jedem sicher ist, der höchst freigeistig die überkriegerische Wahrheit verfißt, daß Stendhal und Flaubert große Künstler waren, nach diesem Beifall geize ich nicht; denn daß sie es waren, hindert nicht an der Wahrnehmung, daß Frankreich im historischen Niedergang sich entsetzlich schlecht aufführt, so verelendet durch Haß und weibisch schimpfsüchtig, daß kein hysterischer Heroismus mit dem Jammer seiner Haltung versöhnen kann.“

Der große Deutsche, der hier im Jahre 1918 den Nachbarn so unironisch abfällig angifft, ist kein anderer als Thomas Mann.

„Es stimmt, die französische Intelligenz ist unvergleichlich. Es gibt keine kraftvollere, keine zugespitztere, keine tiefere: Ja, sie ist sogar die einzige, die es heute auf der Welt gibt. Nur wir haben eine intellektuelle Tradition zu bewahren gewußt, nur wir haben uns im Großen und Ganzen vor der pragmatistischen Verblödung zu hüten gewußt, nur wir haben immer an das Prinzip der Identität geglaubt. Ich wiederhole es kaltlächelnd: Wir sind auf der ganzen Welt die einzigen, die noch denken können. Sei es in Dingen der Philosophie, Literatur oder der Kunst, einzig, was wir sagen werden, wird zählen.“

Der Autor dieser steilen, kulturchauvinistischen Zeilen heißt Jacques Rivière, 1921, bei ihrer Veröffentlichung, Chefredakteur der renommierten Nouvelle Revue Française im Verlag Gallimard und Freund André Gides, von dem, aus dem selben Jahr 1921, die folgende, nach einer Begegnung mit Walter Rathenau geschriebene, befremdete Reminiszenz stammt:

„Ich versuchte die Distanz, die er mir körperlich zu halten nicht gestattete, in mein Schweigen zu legen. Ich hatte angenommen, daß der entsetzliche Abgrund des Kriegs, der zwischen uns lag, in all unseren Worten und Formen präsent sein müsse, statt dessen faßte er von der ersten Minute an meinen Arm unter und plauderte so herzlich wie mit einem alten Freund, den er nach langer Zeit wiedersah.“

In Frankreich ist unter Präsident Deschanel, einem blassen Strohhalm, die Regierung des Deutschenhassers Poincaré an der Macht, die stur auf die Einhaltung der in Versailles beschlossenen Reparationszahlungen drängt und ein Jahr später ins Ruhrgebiet einmarschiert, um sich zu nehmen, was der Feind nicht freiwillig herausrückt. Währenddessen hat diesseits des

Rheins der Kapp-Putsch stattgefunden, Walter Rathenau wird demnächst ermordet, die Inflation zerstört, gründlicher als der Krieg, die soziale Struktur des Landes, und ein gewisser Herr Hitler bereitet seinen ersten Versuch vor, die Macht in Deutschland an sich zu reißen.

Lang ist es her, daß Victor Hugo anlässlich der Revolution von 1848 die Vereinigten Staaten Europas gefordert hat, mit Frankreich und Deutschland als Speerspitze, miteinander befreundete Kriegsgegner wie Hermann Hesse und Romain Rolland werden von ihren jeweiligen Landsleuten als vaterlandslose Gesellen abgestraft.

Da schreibt, am 27. Mai des Jahres 1922, ein 50 jähriger deutscher Schriftsteller einem 40 jährigen französischen Lehrer und Germanisten folgende Zeilen:

„Sie haben mich gelesen und öffentlich besprochen, ich schulde Ihnen Dank. Nun wollen Sie sogar mein Gesamtwerk und den Geist, aus dem es hervorgegangen ist, in Frankreich bekannt machen. Ich hoffe, daß Sie unserer gemeinsamen Sache, der Verständigung, damit nützen werden. Mir liegt weit mehr daran, zu wirken, als bewundert zu werden, und ich glaube, daß wahre Wirkung heute keine Landesgrenzen mehr kennen darf. Schon längst ist es meine Überzeugung, daß, im Geistigen wie im Materiellen, die Länder Europas, besonders aber Frankreich und Deutschland, sich annähern und ausgleichen müssen, wenn unser Erdteil lebendig erhalten werden soll.“

Diese Worte Heinrich Manns an Félix Bertaux erhalten in nuce und im Kontext der zuvor zitierten Äußerungen eigentlich bereits alles, was diesen Band zum bewegenden Zeugnis einer gelebten intellektuellen Utopie macht. Mit ihnen beginnt eine Korrespondenz, und aus der erwächst eine Freundschaft, die fast dreißig Jahre dauert, das Exil und den Krieg überlebt, und erst mit dem Tod des jüngeren der beiden Protagonisten endet. Wie war dergleichen möglich in diesen haßvergifteten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg?

Heinrich Mann, ein literarisch und politisch höchst umstrittener Autor, der direkt nach dem Krieg mit dem „Untertan“ seinen ersten wirklichen Erfolgsroman veröffentlicht hatte, 1922 aber bereits wieder so wenig gelesen wurde wie zuvor, hatte den Franzosen vor allem mit seinem Zola-Essay aus dem Jahre 1915 auf sich aufmerksam gemacht, und dessen geschickt getarnter Kritik an deutscher Politik und deutschem Geist. Ein die Boheme liebender Bürger auf Abwegen, war er schon seit seinen jungen Jahren frankophil, ob eher aufgrund des „Contrat social“ oder der, wie er später schrieb, unvergeßlichen Vorkriegskokotten, bleibe dahingestellt.

Für Bertaux, aus Lothringen gebürtig und Sohn eines Germanisten, war das Interesse an Deutschland und deutscher Literatur sozusagen ein Familienerbe, wenn auch kein unproblematisches. Daß von den deutschen Künstlern, über die er eine Abhandlung geschrieben hatte, gerade Heinrich Mann auf ihn zukam, war Zufall, und auch wieder nicht, denn er erfüllte die *conditio sine qua non* für eine Verständigung zwischen einem Franzosen und einem

Deutschen (woran sich übrigens bis heute nicht viel geändert hat): Nämlich die Übereinkunft, daß der bessere, der glücklichere, der nachahmenswertere Teil dieses Paares der Französische sei. So konnte Heinrich Mann auf Anregung Bertaux's auch zu den „Entretiens de Pontigny“ eingeladen werden, einem jährlichen, informellen, von Paul Desjardins geleiteten, aber von der Nouvelle Revue Francaise mitgestalteten Treffen von Intellektuellen und Künstlern. Ja, auch die obengenannten Rivière und Gide, ein ständiger Gast der Entretiens, stimmten also zu, den Deutschen dabeizuhaben.

Zunächst jedoch, 1922, lehnte Heinrich Mann noch ab. Statt seiner lud man den ebenso bedeutenden wie eitlen und konservativen Romanisten Ernst Robert Curtius ein, mit dem Ergebnis jedoch, daß Rivière seiner Frau schrieb: „Du wirst dich freuen, mit Curtius haben wir uns die Hand nicht gedrückt, und wir sprechen nicht miteinander.“

1923 dann also Heinrich Mann, und obwohl Gide nicht viel von seiner Prosa hielt, scheint der Lübecker Patrizier die deutsche Sache glücklicher vertreten zu haben; auch Bertaux, der einen seiner ersten Briefe noch mit den skeptischen Worten abschloß: „Blicken wir ohne Optimismus, allerdings auch ohne Pessimismus, in die Zukunft, wo unsere Wege sich schließlich kreuzen werden“, begann seine Schreiben bereits 1925 mit der Anrede „Lieber Freund“.

Von da ab dokumentiert der Briefwechsel, hauptsächlich aus den Schreiben Heinrich Manns bestehend, aus denen man jedoch Bertaux's Seite fast immer mitlesen kann, beredt und bewegend, nicht nur ein gemeinsames intellektuelles Projekt, nämlich die als notwendig für Frieden und Zukunft empfundene, deutsch-französische Annäherung, sondern auch vieles andere: Eine im heutigen Verhalten und schriftlichen Austausch fast verklungene Höflichkeit des Herzens, eine sich entwickelnde und sich vertiefende Kameradschaft zwischen zwei Liebhabern der Literatur, gegenseitig gewährte Gastfreundschaft, die Entstehung von Heinrich Manns größtem Romanwerk, dem Henri IV, dessen erste Keime beim Besuch im Sommerhaus der Bertaux' in den Pyreneeen wachsen, und dessen Entstehung der Franzose mit Bewunderung und praktischer Hilfe begleitet.

Es gibt wunderbare Stellen, an denen Heinrich Manns Humor aufblitzt, so kurz nach seiner Flucht vor dem Hitlerregime, wenn er Bertaux lakonisch mitteilt: „Am 16. Mai werden in München und Berlin meine Bücher verbrannt werden. Von allen meinen Werken schont man lediglich „Flöten und Dolche“. Warum? Sollte dieses Buch tatsächlich so schlecht sein?“

Die natürliche Gliederung der Korrespondenz nimmt die Weltgeschichte vor: Der ersten Weimarer Periode, die mit Manns Telegramm vom 22. März 1933 aus Straßburg endet „Wohlauf und in Sicherheit, fünf herzliche Grüße“, folgt die Zeit seines glücklichen und produktiven, niemals als solches empfundenen, französischen Exils bis zur Flucht im Jahre 1940, die jeden Kontakt für fünf Jahre unterbindet, in denen Mann in den USA saß und Bertaux in der

Résistance arbeitete, und dann der Schwanensang der Bilanz der Katastrophe und neuer Hoffnung.

Wen kann dieses Buch glücklich und klüger machen? Nun, zunächst alle, die sich für Heinrich Mann interessieren und das Geschwätz nicht glauben mögen, er sei als Schriftsteller abgetan. Sie werden seinen Humor, seine Naivität, seinen Idealismus, sein Pathos, seine Schwächen und seine Hochherzigkeit wiederfinden, und sofern sie der Sprache mächtig sind, sich an dem exzellenten, geschliffenen und sprachschöpferischen Französisch seiner Briefe aus der Exilzeit begeistern (alle Briefe sind zweisprachig abgedruckt), das im übrigen ein hervorragender Schlüssel zum grammatikalischen und syntaktischen Verständnis seines literarischen Spätstils ist.

Literaturhistorisch Interessierte kommen ebenso auf ihre Kosten wie all jene, denen der Gedanke eines zu mehr als einer Freihandelszone vereinten Europas nach wie vor als zukunftsträchtiges Projekt erscheint. Sie werden erfahren, daß vor der Partnerschaft der Politiker, und diesseits der Joint Ventures der Unternehmer, es die Intellektuellen waren und sind, die Brücken des Verständnisses und der persönlichen Freundschaft schlugen, wenn alle Welt noch nichts davon wissen will und sich in ihren Vorurteilen suhlt.

So weit, so faszinierend und erbaulich. Dieser Briefwechsel kann jedoch auch, und ohne dabei etwas von der Tiefe der Freundschaft, der geistigen Höhe der Schreibenden und der gegenseitigen Hochachtung in Frage zu stellen, ganz anders gelesen werden, und wirft dann einige faszinierende, aber natürlich unbeantwortbare Fragen auf.

Denkt man ein wenig über Heinrich Manns lebenslanges Konkurrenzverhältnis zu seinem Bruder nach, der ihm seit den Buddenbrooks den Rang abgelaufen hatte, den er mit dem Untertan kurzfristig abhängte, um bereits wenige Jahre später, obwohl er der politisch Hellsichtigere der beiden war und bei Kriegsende sozusagen „auf der richtigen Seite“ stand, seine Popularität wieder eingebüßt zu haben, dann klingt der oben zitierte Satz aus seinem ersten Brief an Félix Bertaux ganz anders: „Mir liegt weit mehr daran, zu wirken, als bewundert zu werden“ ist nämlich eine glatte Lüge, denn eigentlich müßte es heißen: „Wenn ich schon nicht bewundert werde, möchte ich wenigstens - im Gegensatz zu meinem Bruder - eine politische Wirkung haben“, und der nachfolgende Satz: „und ich glaube, daß wahre Wirkung heute keine Landesgrenzen mehr kennen darf“ hört sich an wie: „Wenn die Deutschen mich nicht anerkennen wollen, vielleicht tun es ja die Franzosen, die ich ohnehin mehr schätze als meine Landsleute“

Gewiß, dies ist Spekulation, aber eine, die Heinrich Manns Initiative der Kontaktaufnahme zu diesem französischen „Multiplikator“ erklären könnte. Daß der hehre Satz vom Desinteresse an der Bewunderung nicht stimmt, zeigt auch Manns dezenter aber dennoch insistenter Versuch, fünfzehn Jahre später, Félix Bertaux für die Kampagne einzuspannen, mit der einige Exilanten

versuchten, ihn für den Literatur-Nobelpreis vorzuschlagen, sowie die extreme Selbststilisierung und Schönung seiner biografischen Notizen zum selben Anlaß.

Nein, nur um Verbrüderung der Völker ging es Heinrich Mann beileibe nicht, sondern immer auch, dies ein permanenter Subtext des Buches, um Selbstbehauptung, darum, sich mit Frankreich ein Terrain zu schaffen, auf dem er unangefochten vor seinem Bruder herrschte.

Nur, es wurde nichts daraus: Das Buch lehrt uns zum Beispiel, daß André Gide zunächst dagegen gewesen war, Heinrich Mann nach Pontigny einzuladen. Dessen Thesen zur Völkerverständigung fand er nämlich, darin einig mit Curtius, absurd. Wen Gide wollte, das war - man höre und staune: der antifranzösische Verfasser der „Betrachtungen eines Unpolitischen“: Thomas Mann. Heinrich Mann kennt heute in Frankreich niemand, seine „Vollendung des Königs Henri IV“, immerhin das größte literarische Werk über diesen Herrscher und seine Zeit, und ein großes Geschenk an das Land seines Herzens, wurde erst 1972 übersetzt, und schon Thomas konstatierte nach dem Zweiten Weltkrieg kopfschüttelnd, sein Bruder habe längst das Offizierskreuz der Ehrenlegion verdient - doch nur er bekam es.

Wie aber sieht es mit dem anderen Korrespondenten aus? Der Briefwechsel verrät uns zum einen, daß Bertaux's Ansichten nicht unstrittig waren. So schrieb Curtius über einen seiner Artikel über die Deutschen: „Aber was bieten Sie uns? Witzblattkarikaturen, Reaktionen eines beleidigten Magens und die gönnerhafte Gebärde eines Kulturdünkels, die durch Ihre augenscheinliche Naivität nicht entschuldigt wird. Wir verzichten, Herr Bertaux, wir verzichten!“

War Bertaux also womöglich, eine weitere provozierende Frage ohne Antwort, gar nicht die absolute Koryphäe in Sachen Deutschland, sondern vielleicht eher ein Mann der zweiten Reihe hinter Stars wie seinem Freund Gide, der sich auch gerne im Glanz des direkten Austauschs mit einem bekannten Autor sonnen wollte und dafür auch mit einem vorlieb nahm, den er selbst gar nicht so hoch schätzte?

Denn, seltsam genug, in Bertaux Korrespondenz mit Gide kommt Heinrich Mann im Gegensatz zum oft und bewundernd erwähnten Thomas nicht vor, Übersetzungen besorgte er nicht von den Büchern seines Freundes, sondern von denen Thomas Manns, wie „Tod in Venedig“, und der Ton seiner Kritiken der Bücher des Brieffreundes ist von derselben sich windenden Freundlichkeit wie der, mit dem Thomas Mann sich darum drückte, Heinrich seine Geringschätzung zum Ausdruck zu bringen. Selbst in seiner Besprechung des Henri IV lobt Bertaux zuvorderst den „Moralisten“ Heinrich Mann, dann seine Französischkenntnisse, über die literarische Qualität des Werks findet er wenig zu sagen.

Der „Briefwechsel“ zwischen Heinrich Mann und Félix Bertaux ist, man sieht es, ein Buch mit vielen Facetten, er ist ein Dokument menschlicher Größe, unter der dennoch ketzerische Fragen

lauern, er ist spannend und lehrreich. Schön, daß der Fischer-Verlag ihn uns zugänglich gemacht hat.

© Michael Kleeberg